

Zeitschrift: Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen
Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen
Band: 23 (1971)

Artikel: Neue Methode im Rebbau des 19. Jahrhunderts
Autor: Pfund, J.G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-584743>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Neue Methoden im Rebbau des 19. Jahrhunderts

J. G. Pfund †, Archivar

(aus: «Der Weinbau der Gemeinde Hallau», 1896)

Das Anpflanzen von Reben geschah noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts nach alt üblichem Brauch in der Weise, dass ein etwas dicker hölzerner Pfahl in die Erde geschlagen wurde. Nach der Herausnahme desselben steckte man den Rebsetzling in das Loch hinein und stampfte oben die Erde wieder etwas zu, daher der immer noch gebräuchliche uralte Ausdruck «*Reben einschlagen*», statt Reben setzen.

Bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts konnte man von einer *rationellen Weinkultur* wenig oder nichts beobachten. Man pflanzte, arbeitete und sammelte ein, ohne sich um Verbesserung dieser oder jener Art zu bekümmern. Da Quantität die Hauptsache war, so bestand der Reberg zu vier Fünftel aus weissen und zu einem Fünftel aus rothen Reben. Diese letztern pflanzte man nur, um dem Wein eine rothe Farbe und etwelchen bessern Gehalt zu verleihen. Im Herbst wurden die Trauben alle zusammen gelesen, weisse und blaue, grüne und rothe, reife und unreife. Hallauer Rothwein gab es nicht, oder nur sehr selten. In den Handel kam nur Schiller, jedoch auch Weisswein, weil viele Rebbesitzer in ihren Weingärten gar keine rothen Reben hatten. In der Schweiz, jenseits des Rheins kannte man den Hallauer Schiller- und Weisswein nicht. Man lieferte ihn nach Schaffhausen und weit und breit in den Schwarzwald, ja selbst bis ins Württembergische hinein. Im Reberg existirten alle möglichen Rebsorten. Von den rothen nannte das Volk: Grossklevner, Kleinklevner, Rohrklevner, Zötttere, Rothelsässer, Farb-reben und Jerusalemsreben. Von den weissen: Burgauer, Gurtwiler, Elben, Weiss-elsässer und Edelrebe. Eine Gesamtverjüngung der Reben in einem Grundstück kam *nie vor*. Reihenanzpflanzungen, oder s. g. Gässlireben gab es nicht. Die Rebstöcke standen regellos durcheinander, oft nur auf 1 Fuss, und dann wieder auf 3—4 Fuss Entfernung. Grosse leere Plätze traf man häufig, denn das Sprüchwort der Alten hiess: «Leere Plätze geben auch Wein.» Das will sagen, die umliegenden Reben liefern einen desto reichlichen und bessern Ertrag. Eine Rebe blieb so lange stehen, bis sie verdorrte. Es gab daher Reben, die hundert und noch mehr Jahre alt werden konnten, deren Stöcke zuletzt auf eine gräuliche Dicke anwachsen.

War eine Rebe abgestorben, so wurde sie gewöhnlich ersetzt durch einen Ableger der hinten daranstehenden. Im zweiten Jahre wurde der Ableger zur Hälfte, und im dritten Jahre ganz vom Mutterstocke abgetrennt. Diese Art Ver-

jüngung nannte man «hunden». Die andere Art, «das Gruben», geschah dadurch, dass der Stock in den etwas tieferen Graben gelegt, das eine Fruchtholz nach vorn, und das andere nach rückwärts gebogen gerichtet wurde, so dass hiedurch zwei junge Reben entstanden, während durch das «Hunden» der Mutterstock stehen blieb. Da in den Deckreben grösstentheils das Schleif- oder Stangensystem seine Anwendung fand, so gab es bei dem hohen Alter der Reben oft Schleifen oder Stangen von 15—20 Fuss Länge.

Dünger durfte, wie schon oben angedeutet, von Regierungswegen *nicht in die Reben* verwendet werden, und wenn auch hie und da Grundauffuhr aus dem Thale stattfand, so konnte solches bei den schlechten steilen Rebstrassen nur von den Rossbauern mit Viergespann geschehen. *Die Haltung von Zugochsen war verboten*. Niemand hatte Fuhrwerk, als die vorhandenen 15—20 Rossbauern. Die andern 4—500 Bürger, Tauner genannt, waren gezwungen, allfällig entbehrlichen Grund im Bücki in den Rebberg zu tragen.

Um das bei Gewitterregen und Wolkenbrüchen schadenbringende *Schwemmen* oder «*Flözen*» etwas zu verhüten, liess man das *Gras* in den Reben *wachsen*. Nahm es zu arg überhand, wurde es mit der Sichel gestückt und als Fütterung für Kühe und Ziegen verwendet.

Jedermann hielt an der Regel fest, alle *Rebstecken* im Spätjahr *aus dem Boden zu ziehen*, damit die Fäulnis an denselben weniger überhand nehme. Sofort nach der Weinlese begab man sich mit Stosseisen versehen in die Reben, um durch zwei oder drei kürzere, schräg und kreuzweis in die Erde stossende Rebstecken der Reihe nach Lager herzustellen für sämtliche auszuziehende Rebstecken. Dies nannte man «rösseln», und die auf ein solches Lager gebrachten Stecken bildeten ein «Rössli». Ueber den Winter aber fand eine sonderbare Veränderung statt. Die Rösslein verwandelten sich in «Esel», denn im Frühling beim Rebenhacket, wenn die Stecken rückwärts gelegt werden mussten, hiess es allgemein: «Leg den Esel um».

Die *Behandlung der Rebe* selbst geschah rein maschinenmässig, ohne die Denkkraft, beziehungsweise den Verstand zu Rathe zu ziehen. Man glaubte durch einen sehr langen Bogenschnitt und Pflanzen von 4—5 Schleifen oder Stangen auf einem Stock die Ertragsfähigkeit der Reben zu steigern, während in Wirklichkeit der Ertrag eher ein geringerer wurde. Den Laubarbeiten schenkte man nicht die nöthige Aufmerksamkeit hinsichtlich der Wegnahme der unnöthigen Triebe. Das «Zuchtholz», resp. das künftige Fruchtholz liess man ellenlang über den Stecken hinaus wachsen, und entfernte den überhängenden, unnöthigen Theil erst beim Aufhören des Wachstums Ende August oder Anfangs September, so dass ein solcher Weingarten zu dieser Zeit einem wahren Walde oder einer Wildniss glich. Welch enorme Menge von Kräften und Säften sowohl für die Trauben als das Fruchtholz verloren gingen, liegt auf der Hand.

Wenn wir nun in Betracht ziehen, auf welcher Stufe der Weinbau gegenwärtig bei uns steht, welche Behandlungsweise Platz gegriffen hat und welche Resultate erzielt werden, so können wir nicht anders als mit Staunen und Bewunderung auf die enormen Leistungen und Fortschritte hinblicken, die seit Anfang des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiete des Weinbaues in Hallau geschehen sind. Zwischen Einst und Jetzt hat sich eine totale Umwandlung vollzogen. Alles ist anders geworden.

Und wenn wir nun auf die Anfänge dieser Veränderung zurückgehen und fragen: *Wer* ist denn zuerst rationell und nach ganz andern Grundsätzen vorgegangen? wer hat überhaupt den *Anstoss* zu den Neuerungen und Reformen auf diesem Gebiete gegeben? so war es weder eine gebildete, hoch gestellte Persönlichkeit, noch ein in der Pflanzenkunde bewanderter Gärtner, sondern ein einfacher, ungebildeter, stiller und bescheidener Bauer, der aber Verstand und Herz auf dem rechten Fleck hatte, und das, was er als gut erkannte, sogleich mit der That verwirklichte. Es war *Hs. Jakob Fotsch*, Bauer zur Festi, geboren 1783, gestorben 1867. Ihm gebührt die Ehre, alle die Hauptgrundsätze, die jetzt als Norm in der Behandlung der Rebe gelten, zuerst aufgestellt und praktisch angewendet zu haben. Was für den Kanton Zürich auf dem Gebiete des Ackerbaues «Kleinjogg» war, das war Fotsch für den Hallauer Weinbau, nur mit dem Unterschied, dass in zürcherischen Schulbüchern und Zeitschriften von «Kleinjogg» ein viel grösseres Wesen und Aufsehen gemacht wird, als bei uns von dem stillen und bescheidenen Fotsch.

Die von ihm als gut erkannten Grundsätze posaunte er nicht aus, oder führte an Wirthstischen das grosse Wort damit, sondern still und ruhig schritt er zur That, und sein ausgezeichnete Erfolg riss nach und nach die andern mit. «Komm und siehe es», war seine ganze Predigt. Dadurch, dass Fotsch einen beträchtlichen Rebenbesitz hatte, über genügende Zugkraft und Fuhrwerk verfügen konnte, und ihm bedeutende Hülfe an seinen drei Söhnen und drei Töchtern zu Gebote stand, war es ihm desto eher möglich, seine Grundsätze rationell zu erproben und bahnbrechend durchzuführen. Da seine Weingärten im Rebberg zerstreut lagen, wurden seine angewandten Reformen desto schneller bekannt, und die Aufmerksamkeit allseitig auf seine praktischen Erfolge hingelenkt.

Einer der ersten, welcher Fotsch mit seinen Neuerungen voll und ganz begriffen und regelrecht in seine Fusstapfen traten, war *Hans Rahm*, Ackermann, und bald noch viele andere.

Schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts kamen viele unserer Weinbauern zu der Ueberzeugung, dass es vortheilhafter sei, im Herbste die blauen Trauben besonders einzusammeln und zu verwerthen, und die weissen besonders. Da zeigte es sich, dass der *Hallauer Rothwein* ein ausgezeichnetes Produkt war und mit verhältnissmässig hohen Preisen von Schaffhauser Weinkennern und Händlern bezahlt

wurde, was bei dem *weissen* Gewächs mit seinen sauren Elben und Gurtwilern weniger der Fall war. Es lag daher der Gedanke nahe, es wäre besser, wir hätten so viele rothe Reben, als bisher weisse, und umgekehrt. Hier machte Fotsch mit seinen Verbesserungen den Anfang, und führte sie sofort konsequent und radikal durch. Von den rothen Rebsorten hatte er bald die sowohl an Güte als Ertragsfähigkeit gleich ausgezeichnete *Grossklevnerrebe* herausgefunden. Diese verjüngte er durch vollständiges Gruben in Reihen, und wo im Grundstück andere Reben sich vorfanden, setzte er die *Grossklevner*, und gab der weissen Rebe und allen andern rothen Sorten unbarmherzig den Abschied. Die *Kleinklevnerrebe* zeigte allerdings eine etwas grössere Fruchtbarkeit; allein das Produkt war von geringer Qualität. Bei der *Rohrklevnerrebe* war dann gerade das Umgekehrte der Fall, ausgezeichnete Güte, aber ebenso geringer Ertrag. Desshalb entschied sich Fotsch unbedingt für Anpflanzung und Vermehrung der *Grossklevnerrebe*, weil sich in ihr beide guten Eigenschaften vereinigt fanden.

Bald waren seine jungen Weingärten mit den schönen *Gässlireben* von Jedermann bewundert, und wenn auch nicht gleich jeder mit den weissen Reben so radikal aufräumen wollte, wie Fotsch, so machten sich doch bald viele Rebesitzer daran, ihre Weingärten in Reihen zu vergruben, so dass schon im Jahre 1830 wohl die Hälfte aller Weingärten junge *Gässlireben* hatten. Als in den dreissiger Jahren guter weisser Wein zu Spottpreisen, 1835 zu 24 und 26 Batzen oder nach jetzigem Gelde zu 3 1/2 Fr. der Saum verkauft werden musste, oft auch gar keine Abnehmer fand, im genannten Jahre zugleich der deutsche Zoll an unsern Grenzen ins Leben trat, so wurde die weisse Rebe immer mehr zu Gunsten der *Grossklevner* verdrängt, was die Qualität unseres Weines beförderte und er sich in der Schweiz in kurzer Zeit ein ausgezeichnetes Renommé erwarb.

Bürger Fotsch ging aber noch weiter. Er gab zugleich den Impuls zu einer richtigen Behandlungsweise der Rebe. In dieser Beziehung hielt er an dem Grundsatz fest, dass die Rebe nicht nur verjüngt, sondern ihr durch Zufuhr von *Dünger* die nöthigen Nahrungssäfte zugeführt werden müsse. Dies that er aber nicht nur in Bezug auf Stallmist und Compost, sondern er war der erste, der schon in den dreissiger Jahren durch *Vermengung* der verschiedenen *Bodenarten* ausgezeichnete Resultate erzielte. Wo er Sandboden hatte, führte er während des Winters Thonboden auf, und umgekehrt. Statt der früheren langen *Bogenschnitte*, machte er sie nur ganz *kurz*, wodurch allerdings die *Anzahl* der Trauben geringer, ihr Erträgniss und Feingehalt dagegen gesteigert wurde. Alle *Laubarbeiten* sollten so *frühzeitig* als möglich vorgenommen werden, damit durch die unnöthigen Triebe weder der Rebe, noch den Trauben nützliche Kräfte verloren gehen. Besonders hielt Fotsch streng darauf, dass die Fruchtschosse nicht erst beim Aufhören des Wachsthums geköpft, sondern dass die Gipfel schon vor der Ernte, also Anfangs Juli, «oben ab» genommen würden. *Gras* in den Reben litt er *keines*. Ein Wein-

garten sollte kein Unkrautplatz sein, sondern ein wirklicher Garten im edelsten Sinne. Im Herbste, besonders bei geringen Jahrgängen, hielt er streng auf *gesonderter Einsammlung* der geringern und bessern Trauben, wodurch er, selbst in ungünstigen Jahren, Weine von guter Qualität erzielte.

Da Fotsch 84 Jahre alt wurde, so konnte er die Freude erleben, alle seine in jüngeren Jahren angestrebten Verbesserungen auf dem Gebiete des Weinbaues in der ganzen Gemeinde verwirklicht zu sehen. Auch seine Söhne und Schwiegersöhne waren vollständig in die Fusstapfen ihres Vaters getreten.

Es hat aber die Gemeinde Hallau in den letzten 40 Jahren hierin noch weitere enorme Aufgaben gelöst, und das sind die grossartigen *Neuanlagen von Rebstrassen*, die tausende von Franken gekostet haben, und an denen sich sowohl die Gemeinde, als auch die Rebenbesitzer beteiligten. Auch sämtliche alten Rebstrassen wurden bedeutend erweitert.

Zuerst kam im Jahre 1853 an die Reihe die Neuanlage der Röthebergstrasse vom Steinbruch bis an die Wilchinger-Banngrenze. Dann wurde 1858 die Gygerstrasse erstellt. 1863 die untere Rappenhaldenstrasse. 1866 bei Anlass der Reben einschläge in Waidthalen das ganze dortige Strassennetz. 1880 wurde die Gätterli-Oberwiesenstrasse gebaut, 1887 die Buck Münderetstrasse, 1890 die obere Breitenstrasse, und endlich 1892 die bedeutend lange, quer durch den Rebberg führende Breiten-Muruffstrasse, welche allein einen Kostenaufwand von Fr. 20 000.—erforderte. An dieser letztern Strassenanlage beteiligten sich 72 Rebenbesitzer; sie konnte ausgeführt werden, ohne dass irgend ein Prozess hiewegen entstand, oder auch nur eine Expropriation in Anwendung gebracht werden musste.

Wie sehr die Gemeinde den Zweck verfolgt, die Qualität des Hallauerweines auf eine möglichst hohe Stufe zu bringen, beweist, dass in der ganzen Winterhalde, wo seit 1578 die ersten Rebrüten sich befanden und welches die geringste Lage für unsern Weinbau war, in den Jahren 1830—1840 alle Reben wieder entfernt, und dagegen in der Südlage von Waidthalen anno 1866 ein prächtiger, ausgedehnter Rebeinschlag mit entsprechendem Strassennetz in Ausführung gebracht wurde.

Wenn aber in Betracht gezogen wird, welche Anstrengungen und grossartige Leistungen unsre Gemeinde auf dem Gebiete des Weinbaues seit 60 Jahren aufweisen kann, so ist klar, dass der ehrenvolle Ruf, den der Hallauer Rothwein überall und hauptsächlich in der Schweiz gegenwärtig besitzt, kein unverdienter ist, und dass in unserm Vaterlande wohl keine Gemeinde sein wird, welche auf diesem Gebiete einen solchen kolossalen Umschwung in Verbindung mit grossen pekuniären Opfern zu Stande gebracht hatte.



